

„Daß Europa eins werden will“, schrieb Nietzsche 1885, sei gewiss, werde aber von den „Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand“ ignoriert „dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitätenwahn zwischen die Völker Europas gelegt hat“. Nietzsche konnte nicht ahnen, wie Recht er hatte, sowohl mit seinem langfristigen Optimismus als auch mit seinem kurzfristigen Pessimismus. Die Konvulsionen, die sich seither einer Verständigung der Europäer entgegengestellt haben, konnten den Willen dazu aber nur bestärken. Und beim bloßen Willen ist es denn auch nicht geblieben. Nach dem Ende des letzten Weltkrieges und der Auflösung des Ostblocks sind die Völker Europas einander näher gerückt als jemals zuvor. Wann in der Geschichte gab es einen Zustand, in dem ein weiterer europäischer Krieg schlicht jenseits des Vorstellbaren lag?

Die politische Einigung Europas kommt indessen nicht so schnell voran, wie die „Politiker des kurzen Blicks und der raschen Hand“ sich das erträumen. Die bei einigen unseren Nachbarn aufgetretenen Widerstände gegen den Vollzug der Integration erlauben und fordern eine Denkpause. Sie soll hier für einen historischen Rückblick genutzt werden, der die gegenwärtige Lage aus einer langen Perspektive zu beurteilen gestattet. Und sie rechtfertigt den vielfach geäußerten Missmut keineswegs.

Auf dem Weg zu einem einigen Europa sind erstaunliche Fortschritte erzielt worden. Bereits 1948 begann die wirt-

schaftliche Zusammenarbeit zwischen Westdeutschland und Frankreich unter Einschluss Italiens und der Benelux-Staaten. 1951 bis 1958 wurden die Montanunion, die europäische Wirtschaftsgemeinschaft und die EURATOM gegründet, zusammengefasst in der Europäischen Gemeinschaft (EG). 1960 entstand die Freihandelszone der EFTA, 1973 traten Großbritannien, Irland und Dänemark der EG bei. Nachdem 1974/75 Griechenland, Spanien und Portugal ihre Militärregime abgeschüttelt hatten und zur Demokratie zurückgekehrt waren, erfolgte die Süd-Erweiterung der EG 1981 bis 1986. Der Maastrichter Vertrag von 1993 schuf die Europäische Union (EU), 1995 wurden Österreich, Schweden und Finnland aufgenommen. Die Ost-Erweiterung wurde am 16. April 2003 besiegelt. Zum 1. Mai 2004 sind griechisch Zypern, Estland, Ungarn, Litauen, Polen, Tschechien, Slowakei, Slowenien, Lettland und Malta aufgenommen worden.

Frieden und Fortschritt

Das Europa-Parlament tagt in Straßburg, der Ministerrat in Brüssel. Ziel der EU ist gedeihliches Zusammenleben und sozialer Ausgleich. Knapp ein Drittel des Haushaltes zahlt Deutschland; das verbesserte Straßennetz in Spanien kommt auch deutschen Urlaubern zugute. Sichtbarster Erfolg der Integration ist die neue Euro-Währung von 1999/2002, eine Herausforderung für die Weltgeltung des Dollars. Ob Europa auch außenpolitisch handlungsfähig wird, ist angesichts des

Dilemmas in der Nahost-Politik ungewiss. Die Alternative wäre eine Verschweigerung Europas unter der *Pax Americana*.

Treibende Kraft der europäischen Einigung war und ist der Wunsch nach Frieden und Fortschritt. Das ökonomische Motiv dominiert. Angesichts des mit dem Wirtschaften stets verbundenen Konkurrenzkampfes ist der Wille zur Zusammenarbeit bemerkenswert und nur unter Berücksichtigung außerökonomischer Faktoren zu erklären, durch ein europäisches Gemeinschaftsgefühl, das sich aus der Geschichte ergibt.

Geistige Wurzeln und Kernbereich

Das, was wir Europa nennen, findet seine geistigen Wurzeln in der Kultur der griechisch-römischen Antike und in der christlichen Religion. Diese beiden Säulen haben weit über tausend Jahre die Bildung der Europäer getragen; Antike und Christentum haben uns zu dem gemacht, was wir sind. Dabei ist nicht zu vergessen, dass der europäische Kulturkreis niemals mit dem geografischen Europa übereinstimmte. Griechische Städte gab es in der gesamten Levante, das Imperium Romanum umfasste Nordafrika und den Nahen Osten, die Heimat des Christentums und der bedeutendsten Kirchenväter. Der heilige Augustinus war ein Afrikaner.

Den Kernbereich des mittelalterlichen Europa bildeten die romanisch-germanischen Völker in Italien, Frankreich, England und Westdeutschland. Schon die Zeitgenossen nannten Karl den Großen *Pater Europae*, den Vater Europas. Er hat sein Reich als *Imperium Romanum Christianum* verstanden, hat sich um Zivilisation bemüht und die heidnischen Awaren, Nachfolger der Hunnen am Donauknie, besiegt. Die römischen Kaiser deutscher Nation genossen bis in die frühe Neuzeit den höchsten Rang unter den europäischen Fürsten. Mehrfach gab es außer-

deutsche Kandidaten für die Kaiserkrone, zuletzt 1519. Gegen den Habsburger Karl V., damals bereits König von Spanien, Neapel und Sizilien, bewarb sich zugleich Franz I. von Frankreich. Franz sah sich, wie die französischen Könige überhaupt, in der Tradition von Charlemagne. Wäre damals Franz Kaiser geworden, so hätte sich vielleicht der deutsch-französische Gegensatz vermeiden lassen, der die folgenden Jahrhunderte belastet hat. Im Mittelalter gab es ihn nicht.

Gemeinschaftlich hatten französische und deutsche Ritter nebst ihren Königen in den Kreuzzügen gegen die muslimischen Sarazenen gekämpft, als es darum ging, die Heiligen Stätten in Palästina, die vornehmsten Pilgerzentren der Christenheit, zu gewinnen. An diesen Kämpfen beteiligten sich Ritter aus fast allen europäischen Ländern. Auch wenn uns heute das Ziel und die Form jener Auseinandersetzung fremd sind, beruht sie doch auf einem gesamteuropäischen Konsens, wie er später nicht wieder wirksam geworden ist. Die Abwehr der Araber in Italien und Spanien, der Kampf gegen die aus dem russischen Raum vordringenden Mongolen und gegen die osmanischen Türken in Südosteuropa, dies waren ebenfalls keine bloß nationalen Leistungen. Dass wiederum die Kulturgeschichte Europas grundlegende Errungenschaften dem Orient verdankt – denken wir nur an die Buchstaben und die Zahlen – ist daneben unbestritten.

Netzwerk der Eliten

Trotz der zahllosen Kriege zwischen den europäischen Völkern bildeten die nationalen Eliten ein Netzwerk, das sich über den gesamten Kontinent hinzog. Das gilt für den Adel, die Geistlichkeit, den Gelehrtenstand und in gewisser Weise auch für die Handelsherren.

Der europäische Charakter des Adels erweist sich in der dynastischen Heiratspolitik, die eher die Landesgrenzen als

die Standesgrenzen überschritt. Dies zeigt sich im Mittelalter ebenso wie in der Neuzeit. So saßen oder saßen Nachkommen deutscher Fürstenhäuser auf den Thronen von Neapel, Kopenhagen, Sankt Petersburg, Athen, Sofia, Wien, Bukarest, Madrid und London. Die Ahnen der Queen Elizabeth II. von England stammen aus Coburg und Hannover, ihr Prinzgemahl Philip Mountbatten ist ein Nachkomme der Fürsten Battenberg aus Hessen. Standen einer ehelichen Verbindung konfessionelle Gegensätze im Wege, so wechselte man das Bekenntnis zugunsten des im Lande üblichen – ob katholisch oder orthodox, ob lutherisch oder reformiert, das war sekundär gegenüber dem dynastischen Interesse.

Der europäische Adel beachtete die gleichen Lebens- und Umgangsformen und denselben Ehrenkodex. Man kannte sich von den großen Hof- und Staatsfesten, besuchte und bewirtete einander und begegnete sich auf der standesgemäßen Kavaliertour nach Italien oder in den mondänen Badeorten zur Kur. Eine Domäne des Adels war das Militär. Der Krieg war immer auch ein Ehrenhandel, in dem es um *gloire* ging. So finden wir preußische Offiziere in venezianischen Diensten (Schulenburg), französische in habsburgischem Sold (Prinz Eugen), deutsch-baltische unter russischer Fahne (Krusenstern).

Verbindende Kirche

So wie der Adel verband auch die Kirche die Völker Europas. Bischöfe, Priester und Mönche unterstanden dem Papst in Rom. Er war die höchste geistliche Autorität in Europa und machte seinen Einfluss im gesamten Abendland geltend. Die klösterlichen Kongregationen pflegten ihre Beziehungen europaweit, die Bettelmönche waren auf Wanderschaft und fanden in ihren Ordenshäusern stets ein Dach. Die Form des Gottesdienstes, der Text der Bibel, der Inhalt des Credo wa-

ren überall gleich. Die Reformation änderte dies, aber auch sie war ein europäisches Ereignis. Wiclf in England, Jan Hus in Böhmen, Luther in Sachsen, Zwingli in Zürich und Calvin in Genf gehören zusammen. Ihre Lehre führte allerdings zu einer Spaltung der Kirche, an deren Überwindung die ökumenische Bewegung mit erkennbaren Erfolgen arbeitet.

Gelehrte als Europäer

Wie Adel und Geistlichkeit so kannte auch der Gelehrtenstand keine nationalen Grenzen. Seit ihren Anfängen im hohen Mittelalter reichte der Einzugsbereich der großen Universitäten weit in die jeweils umliegenden Länder hinein. Angehende Theologen und Philosophen aus ganz Europa studierten in Paris, Juristen in Bologna, Ärzte in Salerno. Theologen interpretierten überall die gleichen Kirchenväter, Philosophen den Aristoteles, Juristen das *Corpus Juris* und Mediziner die Schriften von Galen und Hippokrates. Der Kanon der Gelehrsamkeit galt allenthalben. Die Scholaren waren nach Landsmannschaften organisiert, die mitunter mehrere Völker zusammenfassten. So wurden zum Beispiel der anglogermanischen Nation an der Sorbonne außer den Engländern und Deutschen auch die Ungarn und die Skandinavier zugerechnet.

Die Karrieren der Gelehrten führten im Zickzack durch den Kontinent. Konrad von Gelnhausen, der erste Kanzler der Universität Heidelberg, war zuvor in Paris, Bologna und Prag tätig. Kopernikus, der große Astronom, hatte in Krakau die Freien Künste studiert, in Bologna Jurisprudenz und Griechisch, in Padua Medizin und in Rom Kirchenrecht, ehe er zu Frauenburg im Ermland seine berühmte Entdeckung machte und die „kopernikanische Wende“ herbeiführte. Die Anregung verdanke er Cicero (*Academica II* 123), so schrieb er 1543 an Papst Paul III. Der größte Philologe der Zeit, Erasmus von Rotterdam, arbeitete in den

Niederlanden, in Frankreich, in England, Deutschland, Italien und der Schweiz. Das ihm angebotene Bürgerrecht von Zürich lehnte er ab – er sei Weltbürger, das heißt Europäer.

Die Sprache der Wissenschaften war bis ins achtzehnte Jahrhundert das Latein. So wie Kopernikus formulierten auch Johannes Kepler und Isaak Newton ihre Erkenntnisse lateinisch. Danach konvertierte und korrespondierte die höhere Gesellschaft grenzübergreifend auf Französisch. Das zeigt unter anderem der Briefwechsel zwischen dem Zaren und dem Papst im neunzehnten Jahrhundert. Die Mode war seit Karl V. spanisch dominiert, seit Ludwig XIV. französisch. Man erkannte den Europäer an seiner Kleidung und an seiner Haartracht. Peter der Große schnitt seinen Bojaren die Bärte ab, um sie europäisch zu zivilisieren. Der spätere Einfluss Englands auf Sprache und Tracht griff aus nach Übersee.

Die Mobilität der Gelehrten erklärt, dass keine der großen Geistesbewegungen der Alten Welt sich auf ihr Ursprungsland beschränkte. Scholastik und Humanismus, Aufklärung und Romantik finden sich unterschiedlich intensiv allenthalben im Abendland. Diese gemeinsame Tradition hat zur modernen Wissenschaft geführt. Trotz geringer Unterschiede sind in der akademischen Welt die Formen der Organisation und Argumentation, die Fragestellung und der Fächerkanon europaweit identisch.

Seit der Französischen Revolution finden wir überall eng verwandte politische Bewegungen: Konservative und Progressive, Monarchisten und Demokraten, Liberale und Sozialisten, Nationalisten und Imperialisten. In ihren Diskursen hat sich ein Menschenbild entwickelt, das zur idealen Grundlage des Umganges miteinander wurde. Es beruht auf der Idee der Persönlichkeit, dem Vorrang des Individuums vor den Ansprüchen der Familie, der religiösen Gemeinschaft, ja selbst des

Staates, den zu verlassen wir gegebenenfalls beanspruchen. Der europäische Freiheitsgedanke fordert Respekt vor dem anderen und Wahrung der Menschenwürde umso nachdrücklicher, je öfter gegen sie verstoßen wird. Die Zehn Gebote und die Bergpredigt, die stoische Ethik, der kategorische Imperativ und der Kanon der Menschenrechte sind Versuche, dieses Ideal zu fassen.

Gesamteuropäische Kunstgeschichte

Gesamteuropäisch sind weiterhin die Stilperioden der Kunstgeschichte. Romanik und Gotik, Renaissance und Barock, Klassizismus und Historismus verbreiteten sich in Windeseile im gesamten Abendland und darüber hinaus. Ursprung und Schwerpunkt waren zwar regional, als führend erwiesen sich im Frühmittelalter Byzanz, später Frankreich und Italien. Aber die von dort ausgehenden Anregungen wurden allerorten aufgenommen und weiterentwickelt. Dabei spielten auch konfessionelle Schranken keine Rolle. Der im katholischen Raum entstandene Barock wurde auch in protestantischen und orthodoxen Ländern bewundert und aufgegriffen.

Architekten, Maler und Musiker definierten sich durch ihre über die Grenzen hinaus anerkannte Leistung, nicht durch ihre Nationalität.

Internationaler Handel

International war zu allen Zeiten der Handel. Die Verbindungen der süddeutschen Städteverbände und Kaufmannsgesellschaften mit Venedig und anderen oberitalienischen Städten, weiterhin mit Polen, den Niederlanden und Spanien, die Hanse mit ihren Kontoren in Nowgorod, Bergen und London, die Geschäfte der Fugger und Welser mit Ungarn und Osteuropa machen das klar. Die großen Messestädte in den Niederlanden Brügge und Antwerpen, im Burgundischen Genf und Lyon, in Oberitalien Padua und Mai-

land waren wirtschaftliche Knotenpunkte. In Deutschland führten Frankfurt und Leipzig mit ihren Handelsmessen.

An dieser Stelle ist der Juden zu gedenken. Ihre Beziehungen über die Landesgrenzen hinweg relativierten den Nationalismus. Mommsen nannte sie deswegen ein „Ferment der nationalen Dekomposition“, insofern zu Recht, als sie stets grenzübergreifende Kontakte pflegten. Ein herausragendes Muster sind die jüdischen Bankhäuser, an ihrer Spitze das Haus Rothschild, ausgehend von Frankfurt, bald in Wien, Paris, London und Neapel dominant. Freilich war auch die Judenfeindschaft ein gesamteuropäisches Phänomen, das nach den letzten Exzessen gewiss hinter uns liegt. Die sozialen Führungsschichten, wir sahen es, dachten stets international. Nationalismus war das Credo des Bürgertums, das im neunzehnten Jahrhundert demokratisch im Sinne des eigenen *demos*, des eigenen Volkes empfand.

Der „Wikingergeist“

Den genannten kulturellen Gemeinsamkeiten der Europäer entsprach eine politische Mentalität, die Oswald Spengler als den Wikingergeist bezeichnet hat. Im Unterschied zu den Kulturvölkern Asiens und den Stämmen Afrikas und Alt-Amerikas waren die Europäer stets in Masse mobil, von einem Fernweh, einer Abenteuerlust getrieben, die mit der Wanderung der Kelten und Germanen beginnt, in den Zügen der Normannen und Kreuzfahrer weitergeht und im Zeitalter der Entdeckungen mit Kolumbus und Magellan zur erdumspannenden Besitzergreifung geführt hat. Zwar haben die Völker Zentralasiens, namentlich die Hunnen und Mongolen, zeitweise eine ähnliche Dynamik entfaltet, doch blieb deren Wirkung begrenzt. In ihrem Expansionsdrang haben sich die Völker Europas gegenseitig übertreffen wollen und sind dabei oft genug aneinander geraten.

Der Krieg zwischen den Staaten gehörte tausend Jahre zur europäischen Normalität. An politischen Differenzen und militärischen Konflikten hat es nicht gefehlt. Diese aber ändern an der Zusammengehörigkeit der Europäer ebenso wenig wie in der Antike die Kämpfe unter den griechischen Städten oder die unter den keltischen oder den germanischen Stämmen. Auch Kriege verdichteten den Kontakt zwischen den Parteien, zumal anschließend in den Friedensschlüssen. Es gab mehrere multinationale Konfliktregelungen. Am Westfälischen Frieden nach dem Dreißigjährigen Krieg 1648 beteiligten sich außer dem Kaiser, Frankreich und Schweden auch Venedig, Spanien, die Niederlande, die Eidgenossen und der Papst. Nach dem Sturz Napoleons versammelten sich auf Einladung Metternichs zum Wiener Kongress 1815 Vertreter aus Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Russland, England, Spanien, Portugal, Schweden, der Schweiz und wiederum dem Vatikan. Den von Bismarck einberufenen Berliner Kongress 1878 beschickten außer Deutschland auch Österreich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Russland und die Türkei. Jede der damals geschaffenen Ordnungen im „europäischen Konzert“ hatte ihre Schattenseiten, jede währte nur begrenzte Zeit; dennoch dürfen wir sie als Hinweise darauf verstehen, wie das Zusammenleben gewaltlos gestaltet werden kann.

Einigung auf föderativem Wege

Großraumordnungen sind in der Vergangenheit zumeist auf militärischem Wege über Hegemonialpositionen angestrebt worden. Napoleon und Hitler sind mit ihrem Versuch, Europa zu beherrschen, gescheitert. Derartiges darf und wird sich nicht wiederholen. Nur auf föderativem Wege ist eine Einigung zu erhoffen. Sie muss sich, von Zentraleuropa ausgehend, in konzentrischen Kreisen erweitern. Freilich besteht auch die Gefahr einer

Überdehnung. Denn je größer ein Bund wird, desto stärker fallen seine inneren Gegensätze ins Gewicht, desto kleiner wird der gemeinsame Nenner.

Der Gedanke eines freiwilligen Zusammenschlusses der europäischen Völker ist eine uralte Idee. Die ersten Visionen einer dauerhaften Koalition stammen aus der Kreuzfahrerzeit, so das Projekt von Pierre Dubois um 1306. Nach dem Fall Konstantinopels 1453 forderte Enea Silvio Piccolomini eine gemeinsame Verteidigung von „Europa, unserem Vaterland, unserem eigenen Haus“ – so seine Worte auf dem Frankfurter Reichstag. Entwürfe für einen europäischen Fürstenbund lieferten 1464 der König von Böhmen, Georg von Podiebrad, und 1632 König Heinrich IV. von Frankreich. 1693 forderte der Quäker William Penn ein souveränes europäisches Parlament. 1756 formulierte der Abbé de Saint-Pierre sein Konzept eines allgemeinen Bündnisses, das die Struktur des römisch-deutschen Reiches auf ganz Europa ausdehnte. 1821 kam aus Dänemark der Vorschlag für eine europäische Konföderation, orientiert am Beispiel der Vereinigten Staaten von Amerika. Europäische Hauptstadt sollte Frankfurt werden. Als Regulativ wurde stets das Gleichgewicht der Mächte zitiert, das schon Macchiavelli vorschwebte.

Die Nation „Junges Europa“ wurde 1834 von Giuseppe Mazzini propagiert, die „Vereinigten Staaten von Europa“ forderte 1849 Victor Hugo, Leo Trotzki schwärmte 1923 für ein sozialistisches, Graf Coudenhove-Kalergi für ein demokratisches Pan-Europa; Aristide Briand griff den Gedanken 1930 auf. Auf diese beiden berief sich 1946 Winston Churchill in seiner Züricher Rede. Er erwartete die Vereinigten Staaten von Europa unter der Führung von Frankreich und Deutschland, sobald die Gräuel des Weltkrieges, wie er sagte, durch einen „segenreichen

Akt des Vergessens“ – ein Gladstone-Zitat – überwunden seien. Großbritannien mit seinem Commonwealth ließ Churchill außen vor.

Weitblick und Geduld

Das Erfordernis einer friedlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker war nie so deutlich wie nach der Erfahrung der beiden Weltkriege. Es wurde verstärkt durch die Bedrohung aus dem sozialistischen Lager während des Kalten Krieges und hat zu den genannten hoffnungsvollen Vertragsabschlüssen geführt. Mit der Selbstauflösung des Ostblockes ist das Motiv für eine politisch-militärische Defensivallianz entfallen. Die Konstellationen haben sich verschoben. Erschienen die USA bisher als unabdingbare Schutzmacht gegen den Warschauer Pakt, so zeigen sie sich nun als ökonomischer Koloss, neben dem die Länder Europas im Zeitalter der Globalisierung einzeln kaum bestehen können. Ihr Zusammenschluss empfiehlt sich ebenso im Blick auf die wachsende Konkurrenz aus Asien, der wir standhalten müssen.

Der Prozess der Einigung Europas darf indes nicht überstürzt werden. Die Signale aus Frankreich und den Niederlanden lehren, dass eine weitere Bündelung der Kompetenzen in Brüssel auf Misstrauen stößt. Der verlängerte Weg der Willensbildung vom Wähler zur Exekutive dünnt die Möglichkeiten demokratischer Mitsprache aus und lässt eine formalbürokratische Entmündigung des Bürgers befürchten. Und genau diese Angst wird durch eine undemokratische Wählerschelte bestätigt. Max Weber definierte 1919 Politik als ein „starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß“, nichts für Leute des „kurzen Blicks und der raschen Hand“. Haltbare Ergebnisse benötigen Geduld, zum Verzagen ist es immer zu früh.